

Es war ihr Geburtstag. Nur lag etwas davor.

Die Türen zum Vorplatz des Flughafens standen offen. Amelie schob den Trolley auf die Wärme zu. Vierunddreißig Grad hatte der Kapitän bei der Landung gemeldet. Morgens um halb fünf.

»Taxi?«

Mit einer Geste lehnte Amelie ab.

Auf der Schwelle nach draußen stieß sie gegen eine Wand aus Hitze und Smog. Hinter einer Absperrung drängten sich Männer, dunkle, indische Gesichter in mehreren Reihen.

Langsam lief Amelie durch die Gasse zwischen Gitter und Flughafen und suchte ihren Namen auf den hoch gehaltenen Schildern. Rollkoffer wurden an ihr vorbeigezogen, jemand rempelte sie an. Englische oder fremdartige Satzketten flogen vorbei, Hupen und Trillerpfeifen tönnten darüber. Ein Mann beugte sich ihr über das Metall entgegen, andere schrien ihr falsche Namen zu, sie wich zurück und blieb am Rand der Gasse stehen, erschöpft nach wenigen Metern. Darauf hatte ihr indischer Sitznachbar in der Kabine also angespielt. »Ich habe eine Wohnung in Bad Homburg. Da erhole ich mich von Indien.« Und sie sollte hier in einer Millionensache verhandeln, von der viel für sie abhing.

Amelie presste die Griffe des Trolleys zusammen und stieß ihn weiter. Nirgendwo war ihr Name zu finden. Sie scannte alles erneut, ignorierte die Blicke, die auf ihr lagen, trotz der Hitze dankbar für den Blazer, den sie trug. In der zweiten Reihe bewegte sich ein Pappschild. Sie konnte jetzt einen Teil davon lesen. Amel.... Ihr Abholservice. Sie hob den Arm. Der Träger des Schil-

des drängte nach vorn, hielt es ihr entgegen. Amelec. Sie war nicht gemeint. Es holte sie niemand ab.

Sie nahm ihre Schultertasche enger an den Körper, auch wenn der Gurt durch das Gewicht der Akte schmerzte, und wendete den Gepäckwagen. Die Türen der Halle hatten sich nicht geschlossen, sie konnte innen ungestört telefonieren, ohne die Hitze, die Männer.

»Taxi?« Der Mann von vorhin lief wieder an ihrer Seite.

Er konnte nicht wissen, es war zwecklos, sie zu drängen. Sie hatte sich festgelegt.

Amelie nahm die Buchungsbestätigung und ihr Handy aus der Handtasche. Nach Glückwünschen schaute sie nicht, sondern würde jetzt im Hotel anrufen und einen Wagen anfordern.

Sie begann, die Telefonnummer des Hotels in ihr Handy zu tippen, hielt inne, sah zu den Männern am Absperrgitter. Die aufgehende Sonne schmierte im Hintergrund. Ihr Orange floss schmutzig in den lila verfärbten Himmel.

Amelie drückte die rote Taste. Sie würde kein Hotel-Taxi rufen. Sie legte nicht die Zügel aus der Hand. Sie stand auf einem internationalen Flughafen. Sie würde die Anfahrt allein bewältigen.

»Prepaid.« Die Empfehlung im Reiseführer deutete auf ein halbwegs sicheres Transportmittel hin.

Als Amelie sich am Schalter für die Prepaid Taxis anstellte, war es fast sechs. Verglichen mit der endlosen Prozedur bei der Einreise, verlief die Buchung des Taxis reibungslos. Der Mann am Schalter sprach Englisch, verzeichnete den Namen ihres Hotels und übergab ihr die Quittung. Die Sache hier ließ sich beherr-

schen. Alles war halb so schlimm, halb so schlimm.

Als sie die Halle zum zweiten Mal verließ, stoppte sie kurz unter dem Vordach. Abgase stiegen der frühen Sonne entgegen. Mit einem stummen »Los jetzt«, trieb sich Amelie aus dem schützenden Bereich.

»Yes prepaid.« In der letzten Gasse gab ein Mann in schwarzer Hose und blendend weißem Hemd endlich die Antwort, auf die Amelie kaum noch gehofft hatte. Er trug ein Klemmbrett in der Hand, das ihn neben den goldenen Schultertrassen und der lackschwarzen Schirmmütze als Offiziellen auswies. Ein Etappenziel war erreicht, aber Amelie blieb angespannt. Mehrere Male war ihr Gepäck verrutscht, als der Trolley an den hohen Bordsteinkanten kippelte. Stets war sie nur weitergewunken worden, wenn sie auf den Ruf »Taxi?« mit »prepaid« reagiert hatte.

Jetzt stand sie vor den Prepaid-Taxis, schwarz mit gelben Dächern und runden Kotflügeln, wie aus der Zeit gefallen, der Kofferraumdeckel kreischte beim Hochklappen. Vertrauen weckten die verbeulten Vehikel nicht eben. Der Uniformierte nahm ihre Quittung entgegen, rief dem Fahrer etwas zu, notierte die Quittungsnummer auf dem Klemmbrett. Am Heck des Wagens beugte er sich gewichtig zurück und schrieb das Kennzeichen auf.

Ging man hier sonst verloren? Johanna hatte erzählt, bei Hindufesten verschwänden oft Tausende, für immer. Andere wurden im Fundbüro für Menschen gesammelt. Ihre indienerfahrene Kollegin übertrieb nie. Lost and found. Wenn sie selbst verloren ginge, ob sie dann jemand fände? Amelie stieg ein. Ihr würde schon nichts geschehen auf der Fahrt zum Hotel, sie war ja registriert.

Die Wagentür schloss erst beim zweiten Zuschlagen. Der Uniformierte blies in seine Trillerpfeife. Das Auto fuhr ab, weg von den ordnenden Tönen. In Amelies Rücken drückten Metallfedern, die sie hinderten, sich weiter zurückzulehnen. Aus den geöffneten Seitenfenstern wehte ihr staubtrockene Hitze ins Gesicht. Giftig roch die Luft, abgasgeschwängert. Amelie atmete flach. Ihre Ohren liefen über vom Lärm des Verkehrs, überall hupte es. Bluse, Hose, alles klebte. Sieben Uhr. Hoffentlich war sie bald im Hotel. Immerhin fuhr der Mann zügig, setzte den Blinker beim Überholen, achtete auf den Gegenverkehr.

Ohne erkennbaren Grund verlangsamte der Fahrer, das Auto schwenkte auf den Seitenstreifen und blieb abrupt stehen. Der Mann schaltete den Motor ab und stieg aus. Amelie nahm ihre Tasche auf den Schoß und wühlte nach dem Handy, um einen Notruf vorzubereiten. Als sie eine Telefonnummer eintippen wollte, wusste sie nicht welche. Verloren. Das Wort robbte auf sie zu. Rasch wandte sie den Blick nach draußen.

Dort schlenderte der Mann auf einen Verschlag zu. Seine Sandalen wirbelten bei jedem Schritt kleine Staubwolken auf. Hinter einem halb geöffneten Wellblechtor verschwand er.

Amelie zog ihre Bluse vom Körper weg und fächelte sich Luft zu. Beruhigend stieg der Duft ihres Deos aus dem Ausschnitt auf. Sie fixierte das schwarze Loch, das den Mann verschluckt hatte. Die Minuten vergingen, nichts geschah. Sie wollte raus aus der Hitze, dem Krach, dem Dreck, dem Druck. Wenn dieser Mensch nur endlich wiederkäme und die Fahrt fortsetzte. War es möglich, dass er sie hier einfach sitzen ließ? Sie schob die Angst weg, nein, es war doch sein

Auto. Zehn Minuten Wartezeit verordnete sie sich noch, dann würde sie den nächsten Schritt planen.

Wenn sie sich ablenkte, würde sie die Zeit verkürzen. Amelie schaltete das Handy ein. Eine Mail von Sonja, stets die verlässliche Freundin. »Jetzt bist ja raus aus unserer Zeit, deshalb darf ich schon gratulieren, ohne dass es Unglück bringt. Mach's besser. Du packst das. Ich denk an dich. Deine Sonja.«

Von den Eltern nichts. Vielleicht wegen Theo gestern.

Links von ihr knatterte es. Amelie drehte den Kopf, versuchte dabei, der Metallfeder in ihrem Rücken zu entgehen. Neben ihr verhakten sich gerade zwei Tuk Tuks. Die Fahrer stiegen aus, gestikulierten, schrien, mitten auf der Fahrbahn der autobahnähnlichen Straße. Von hinten dröhnte die Fanfare eines Trucks. Amelie steckte sich die Finger in die Ohren. Gleich krachte es, davon war sie überzeugt. Hupend kam der bunt bemalte LKW knapp vor den Tuk Tuks zum Stehen. Sie gab mehr Druck auf die Finger. Vor dem Wagen ging das Palaver weiter, die Männer zerrten an ihren Fahrzeugen, wieder und wieder. Schließlich löste die Verhakung sich, alle setzten die Fahrt fort, einfach so. Amelie nahm die Hände von den Ohren und massierte ihre Nasenwurzel.

Sie steckte das Handy neben ihren Pass und verschloss sorgfältig die Handtasche. Der Pass mit dem Visum. Sie hatte Mühler nach dem Zeitrahmen gefragt, als klar wurde, dass er sie nach Delhi schicken wollte. Er beabsichtigte, ein Jahresvisum zu beantragen, sicherheitshalber, auch wenn zum Abschluss der Sache wohl ein halbes Jahr reichte. Sie hatte vor ihm gegessen und nicht mehr gewusst, wie lang ein halbes Jahr war.

Immer noch nichts vom Fahrer. Neben ihr war jetzt die Sicht auf den Mittelstreifen frei. Graubrauner Staub, ein Fahrradreifen, zerknülltes Papier, Plastiktüten. Dazwischen krabbelten Kleinkinder herum. Das Haar stand ihnen vom Kopf und hatte die Farbe des Bodens. Eine Frau saß in ihrer Nähe auf der blanken Erde, vor sich einen Blechnapf, in dem sie rührte. Darunter glomm es. Die wohnen da! Selbstverständlich, Armut und Indien, diese Begriffe gehörten zusammen, wer wusste das nicht. Die Kinder krochen auf eine Pfütze zu und schöpften von dem braunen Wasser. Amelie musste sich abwenden.

Zurück? Wenn der Fahrer auftauchte, sollte sie zurück zum Flughafen fahren? Mühler Mühler sein lassen? Nicht Partnerin in der Kanzlei werden? Es war unmöglich, nicht nur wegen Mühler, aber daran wollte sie nicht denken. Sie hätte vorher mehr kämpfen sollen. »Ich möchte raus aus dem Erb- und Familienrecht.« Sie hatte die Kugel ins Rollen gebracht, der Mühler eine fremde Richtung gegeben hatte, seine. »Wirtschaftsressort? Zunächst brauche ich Sie woanders.« Danach: Indien, beschädigte Terrakotta-Figur, Nationalheiligtum. »Als Mediatorin und Rechtsanwältin verfügen Sie über Fingerspitzengefühl. Sie bekommen die gebotene Einigung hin.« Das Bonbon schmeckte süß, gleichzeitig verstopfte es ihr den Hals. Wie sollte sie agieren als Frau in der fremden Kultur.

Die Tür neben ihr quietschte. Der Fahrer beugte sich ins Fahrzeug, zwei Kartons vor dem Bauch.

»Okay?«

Amelie nickte nur. Der Mann zwängte den ersten Karton neben sie, den zweiten auf den Beifahrersitz. Als er den Motor startete, platzierte Amelie ihre Tasche wieder neben sich.

Der Verkehr wurde immer dichter, es ging nur noch im Schritttempo voran. Tuk Tuks drängten sich an den Ampeln um ihren Wagen herum, qualmten ihr direkt ins Gesicht. Sie kurbelte das Fenster hoch.

»Tuk Tuks, many, many.« Der Fahrer lachte, hupte und umfuhr diejenigen, die im Weg standen. In einem der Gefährte knäulten sich Kinder auf der Rückbank. Alle trugen einheitliche Schulkleidung. Amelie wandte sich zu ihnen um und begann zu zählen. Scharfes Bremsen warf sie nach vorn. Motorräder sprangen in die entstandene Lücke. Hupen schrillte in den Morgen. Das Ende eines weißen Schals klopfte leicht gegen die Scheibe. Die Frau auf dem Motorroller saß hinter einem Mann und ließ ihre Beine lässig nach links hängen, in ihrem Arm lag ein Baby. Sie hielt sich nicht fest. Was für ein Zutrauen sie aufbrachte in den Mann, die anderen, in sich, dachte Amelie.

Graue Kühe fraßen am Straßenrand in lehmfarbenem Staub. Eine zerkaute etwas Grünes. Aus dem Maul der anderen lugte der Rest einer Plastiktüte. Malmend schauten die Tiere Amelie an, wie um ihr zu bedeuten: Man muss es nehmen, wie es kommt.

Amelies Augen brannten, sie schloss sie für eine Weile. Als sie wieder aufschaute, hatte die Bebauung gewechselt. Am Straßenrand reihten sich mehrgeschossige Gebäude aus Beton, der einmal weiß gewesen sein musste, nun aber Schatten zeigte, als schimmelten die Häuser. Gut, dass Mühler für sie das Hotel der internationalen Kette gebucht hatte.

Der Fahrer wandte sich zu ihr und schwenkte die Quittung hin und her. »Hotel?«

Amelie verstand nicht.

»Hotel, Hotel.« Er schlug auf das Papier.

Langsam begriff sie, er kannte den Weg nicht. Schreien, sie hätte einfach nur schreien mögen. So stark der Impuls auch war, sie unterdrückte ihn und hielt dem Fahrer ihr Handy hin. Der winkte gleichmütig ab, warum auch immer. »Ask.« Ein Befehl, so schneidend wie möglich. Sie deutete auf einen Passanten. Der Mann reagierte nicht. Ein anderes Taxi überholte sie.

»Ask.« Sie hämmerte auf den Vordersitz.

Der Fahrer rief dem anderen aus dem Fenster Unverständliches zu. Die Quittung wechselte hinüber. Kopfschütteln.

Wer wusste hier eigentlich irgendetwas?

Der zweite Versuch. Ein Blick auf ihre Quittung, Nicken. Die Männer gestikulierten, Amelie fing inmitten der fremden Sprache mehrfach »left« und »right« auf. Sonst blieb ihr alles verschlossen.

Als der Wagen in eine Einfahrt fuhr, nannte Amelie erneut den Hotelnamen. Hier konnten sie nur falsch sein. Bei diesem ungepflegten Bau handelte es sich ganz sicher nicht um einen Standort der Continentalgruppe. Von der Fassade waren Teile abgefallen, schwarz zogen senkrechte Bahnen über das militant künstliche Rot der verbliebenen Platten. Aus wenigen Fenstern drang schummriges Licht. Es beleuchtete halb zugezogene Vorhänge.

»Yes«, sagte der Fahrer zufrieden und beschrieb mit der Hand einen Halbkreis. Amelies Blick fiel auf ein Messingschild neben dem Eingang. In das Metall war etwas eingraviert. Sie öffnete das Fenster, um besser lesen zu können. Da stand eindeutig der Name ihres Hotels. Hier sollte sie wohnen.

Jemand riss die Wagentür auf, ein Boy in weißer Livree versuchte, das Paket neben ihr herauszuziehen. Er trug weiße Stoffhandschuhe.

»No.« Amelie deutete zum Kofferraum und stieg aus. Auf beiden Seiten des Eingangs nahm sie jetzt zwei Blumenkübel wahr, die mit Studentenblumen bepflanzt waren. Wenigstens etwas Vertrautes gab es also. Glasflügel drehten sie ins Innere. Neben der Rezeption plätscherte ein Wasserfall, rechts vom Eingang schwingen die Türen eines Coffeeshops auf, in der Halle standen Sitzgruppen auf dicken Teppichen. Sie hatte sich vom äußeren Erscheinungsbild täuschen lassen, hier entsprach das Hotel vollständig dem, was sie erwartet hatte. An der Rezeption legte sie die Buchungsbestätigung vor und wartete auf ein Stirnrunzeln der Angestellten. Very sorry. Aber die junge Frau sprach Amelie mit Ms. Steldter an und schob ihr eine Sicherheitskarte hin.

»Alles in Ordnung?«

»Yes, of course.« Die junge Frau lächelte ihr zu.

Erst dann nahm Amelie die Karte an sich.

Sie ließ sich aufs Bett fallen. Wie wohl Theos Todestag gestern verlaufen war. Zum ersten Mal hatte sie am Grab ihres Bruders gefühlt. Sonst stand sie da immer, jedes Jahr, ihr ganzes Leben lang, oft allein mit den Eltern, auch nach Franzis Geburt.

Aber jetzt war sie in Delhi und musste in der Best Friend Kanzlei anrufen. Besprechen, ob sie sofort dort erscheinen sollte oder noch eine Stunde für sich hatte.

Die Sekretärin der Kanzlei verband sie mit dem Kollegen, der ihr zur Seite gestellt war.

»Vikram Naidu.« Eine tiefe Stimme.

»Amelie Steldter, good morning.« Sie schrieb auf: Vikram Naidu.

Wann sie gelandet sei.

Heute Morgen um halb fünf. Sie könne sofort kommen.

»No, really not.« Es liege nur ein Brief vom Ministerium auf ihrem Schreibtisch. Der sei auch erst heute abgegeben worden.

Amelie fiel sein Oxford English auf.

»Take a rest.« Morgen sei früh genug.

Sie war zu überrascht, um zu widersprechen. »Also morgen um neun?«

Er wolle um neun Uhr da sein.

Eine Antwort auf ihre Frage war das nicht. »Bis morgen dann«, sagte Amelie.

Was sollte sie hier mit vierundzwanzig Stunden anfangen? Amelie flüchtete sich in eine kurze Mail nach Berlin, mit der sie Mühler über den Stand der Dinge informierte.

Keine weiteren Geburtstagswünsche bislang. Sie las Sonjas Nachricht noch einmal. »Du packst das.« Hoffentlich behielt Sonja Recht. Amelie tippte ein kurzes »Danke, wird schon – mit Hilfe von Fernwartung.«. Sie würde der Freundin heute Abend vom ersten Tag in Delhi erzählen.

Sie schreckte hoch. Wie lange hatte sie geschlafen? Eine Stunde, nicht zu viel. Sie stand auf und duschte ausgiebig. Mit einem Handtuch um den Kopf verließ sie das Badezimmer und hörte ihr Telefon klingeln. Ein paar Schritte, der Blick aufs Display: Düsseldorf home. Hatte sie das Telefon zu lange klingeln lassen? Es im Bad nicht gehört? Schnell, auch wenn die Hände noch nass waren.

»Hallo Papa.« Am Geburtstag begann immer er das Gespräch und reichte dann den Hörer weiter an sie, die schon neben ihm stand.

»Deine Mutter und ich wollten dir sehr herzlich zum Geburtstag gratulieren.« Dann das Übliche. Und zum Schluss: »Hast du schon einen Eindruck?«

»Ich bin gerade erst angekommen.«

»Wieso, bei euch ist es doch schon vierzehn Uhr dreißig.«

Amelie schaute auf ihre Armbanduhr, er hatte die Zeitverschiebung korrekt eingerechnet. Der Seniorchef beaufsichtigte die Junganwältin. »Die Kanzlei erwartet mich erst morgen.«

»Morgen? Na ja. Also hier kommt deine Mutter.«

»Morgen, was ist denn morgen?« Es war ihre Stimme, die jetzt aus dem Hörer kam, noch klang sie neutral, aber schon bald lag ein Vorwurf darin, bestimmt. Die Eltern flüsterten im Hintergrund. »Dann hättest du ja erst heute fliegen müssen.«

Und gestern mit zum Friedhof gehen können. Der anklagende Ton ersetzte den Satz. Amelie hörte den Vorwurf auch so. »Das wusste ich nicht – wirklich nicht. Mühler hat den Flug für mich gebucht.«

»Traurig.«

Amelie empfand schon jetzt, wie das Wort in ihr nachhallen würde. Sie zog sich auf ein paar Floskeln zurück.

Endlich konnte sie auflegen.

Sie duschte erneut, so heiß wie möglich. Es half nicht. Das Wort »traurig« lag auf ihr wie ein Schmierfilm. Warum hatte sie mit Mühler nicht über den gestrigen Tag verhandelt. In so etwas war sie doch gut. Sie

hätte die Eltern wie jedes Jahr zum Friedhof begleiten können. Aber sie hatte im Flugzeug gesessen und ihnen nicht geholfen, den Tag zu Ende zu bringen, zum ersten Mal. Allein hatten sie nebeneinander an Theos Grab gestanden, beide Töchter an verschiedenen Enden der Welt, der Sohn tief unter der Erde.

Die Akte. Amelie klappte den Ordner auf. Der Fall machte es ihr leicht, er zog sie an mit seiner Exotik. Zuoberst das ganzseitige Foto, das ihr vertraut vorkam, obwohl ihr Blick gestern nur darüber geflogen war. Mühler hatte bei der Übergabe den Aktendeckel kurz angehoben, als wollte er sie locken. Sofort war ein warmer Sandton zu ihr geflutet. Amelie öffnete die Metallklammern und entnahm die Fotografie. Ganga, die Überschrift auf dem Foto. Warm, so empfand Amelie Gangas Farbe auch jetzt wieder. Wie anmutig die indische Figur den Wasserkrug an den gerissenen Hals hielt. Amelie ließ ihren Blick an der Figur hinunterlaufen, er glitt in Gangas Gesicht zurück. Ihr Lächeln. Amelie betrachtete die Lippen der Figur. Das Lächeln hatte etwas Besonderes.

Die Beschädigung, auf die kam es an. Amelie hielt das Foto von sich weg. Jemand hatte mit Filzstift zwischen rechtem Arm und Rumpf der Figur einen Strich gezogen, den Hals mit Punkten markiert. Amelie drehte das Foto um. Das Museum in Berlin hatte es eingereicht mit dem Stichwort »behauptete Beschädigungen«. Zügig sah sie die Akte durch. Es fanden sich diverse Fotos aus der Ausstellung, aber keines, das von den Indern stammte und die Beschädigungen selbst abbildete. Amelie notierte: Fotos vom Schaden anfordern. Sie heftete das Bild wieder ein.

Hinter Gangas Foto folgte die Klassifizierung des Schadensgegenstands: Ganga, Götterstatue, Rarität aus dem fünften Jahrhundert vor Christus, Wert nicht schätzbar, Versicherungswert zehn Millionen Euro.

Amelie arbeitete die Akte durch, bis ein erstes Bild entstand. Ihr Mandant Vogelkemper hatte als Spediteur eine äußerlich unbeschädigte Figur von Delhi nach Berlin und zurück transportiert, so viel stand fest. Bei der Ankunft in Delhi war die Figur angeblich beschädigt vorgefunden worden. Strategisch musste entweder der Nachweis gelingen, dass Dritte mangelhaft verpackt hatten. Außer ihrem Mandanten kam nur das Museum in Berlin in Betracht. Bei Fehlern dort spannte der deutsche Staat den Rettungsschirm auf. Diplomatische Rangeleien zwischen der deutschen und der indischen Seite, laut Mühler ohnehin vorprogrammiert, wurden so ausdauernder geführt und verzögerten den Abschluss der Sache. Oder sie musste beweisen, dass der Schaden in der Figur schon angelegt war. Amelie setzte auf ihre Liste: Wer hat verpackt? Sachverständige zu unsichtbaren Rissen?

Wieso war von einem Schaden von zehn Millionen die Rede? Sie durchblätterte erneut die Akte. Das Schreiben der indischen Seite, das den Schaden vorrechnete, fehlte eigenartigerweise.

Die Versicherung wollte natürlich jede Zahlung vermeiden und Vogelkemper auf einer möglichen Schadenersatzpflicht sitzen lassen. Sie selbst musste an zwei Fronten kämpfen, hier die Inder, da die Versicherung. Was konkret der Versicherer mit dem Totschlagbegriff »grobe Fahrlässigkeit« ihrem Mandanten eigentlich vorwarf, musste sie ebenfalls klären. Auch das schrieb sie

auf. Der angekündigte Bericht der Versicherungsgutachter lag noch nicht vor. Ein weiterer Punkt ihrer Notizen.

Die Liste mit den fehlenden Unterlagen leitete sie an Vogelkemper weiter. Für sich erstellte sie einen Arbeitsplan.

Ihr Gepäck stand ungeöffnet auf dem Kofferständer. Sie trug noch immer den Hotelbademantel. Amelie öffnete den ersten Koffer. Grau, dunkelblau, hellblau, weiß. Mühlers uncharmante Bemerkung auf ihre Frage nach dem Dresscode: »Mit Ihren Uniformen machen Sie nichts falsch.«

Nachdem der Flug gebucht war, hatte sie Johanna um Rat gefragt, die einzige in ihrem Freundeskreis, die sich in Indien auskannte. »Dein Chef hat recht, orientiere dich an den Männern. Die Frauen dort taugen für uns nicht zur Nachahmung.« »Dort? Aber keine Sorge, wer in Bayern kein Dirndl anzieht, wickelt sich in Indien auch nicht in einen Sari.« Nach dem Telefonat in ihrem Kopf die Endlosschleife: Heute nicht mehr. Zu spät. Akten machen. Morgen ins KaDeWe. Hosenanzüge aus Popeline kaufen. Kein Leinen, knittert. Schlechter Auftritt. Schwarz, blau, grau. Drei mindestens. In diese Gedanken hinein hatte Johanna das Foto der indischen Frauen geschickt. Fünf Tage lag das erst zurück. Amelie setzte sich auf die Bettkante und ließ das Bild vom Display des Handys strahlen. Drei Frauen in Pluderhosen, knielangen Blusen, die Schals hingen offen nach hinten. Zitronenfalter, Bischofsmütze, Pfauenrad. Wie kam man auf die Idee, solche Farben zu kombinieren? So etwas für sich zu wagen? Amelie sah zu ihrem Koffer hinüber. Sie war bei ihrer Einkaufsliste geblieben.

Amelie klappte den zweiten Koffer auf, da fiel ihr der Umschlag in die Hände. 100. In großen Ziffern. Darunter: Später öffnen. Auf der Rückseite stand »Ellen«, als müsste sie sortieren, von wem sie Post im Gepäck mitführte. Amelie drehte den Umschlag wieder um. 100. Ihre Tante neigte zu geheimnisvollen Botschaften. Psychospielchen der Psychotante, in diesem Fall allerdings von ihr selbst provoziert. Der Anruf einige Tage vor dem Abflug, sie hatte sich an Ellen gewandt. Nur sprechen, das ging bei Ellen, eher als bei ihnen jedenfalls. Amelie spielte mit der Lasche, die nur lose in dem Umschlag steckte. Vielleicht hatte nur die mitternächtliche Uhrzeit des Anrufs Ellen alarmiert. »Ich soll nach Indien.« Ellen hatte keinerlei Überraschung gezeigt. Sie war eben Profi. »Sollst?« »Mühler schickt mich.« »Und wenn du dich nicht schicken lässt?« »Dann kann ich die Partnerschaft vergessen.« »Und dann?« Sie war stumm geblieben. Zwei Tage danach hatte der Brief in der Post gelegen, vorgestern. Sie schwankte, ob sie ihn jetzt öffnen sollte. Ellens Brief sollte sicherlich helfen, griff aber auch zu auf sie, etwas, das jetzt fernbleiben sollte. Sie musste sich hier zunächst selbst sortieren. Heute war noch nicht »später«, entschied sie. Sie packte den Koffer aus und warf den Brief anschließend zurück in das leere Gepäckstück.

Der restliche Tag durfte nicht ungenutzt verstreichen, sie würde das Terrain für morgen sondieren. Auch wenn sie nicht viel an Sicherheit gewann, wenig war mehr als nichts. Sie würde den Weg zur Kanzlei kennen, den zum Museum, die Fahrzeiten abschätzen können, mit den Örtlichkeiten vertraut sein. Möglicherweise konnte



sie sogar Kollegen ausmachen, beobachten, wie sie sich verhielten, gekleidet waren. Nur erkennen durfte sie niemand bei ihrer Exkursion. Sonst legte man es ihr noch als Schwäche aus, wenn sie sich vor dem ersten Termin Trittsicherheit verschaffte.

Sie zog lässige Garderobe an, T-Shirt, Jeans.

Eigentlich konnte sie jetzt aufbrechen. Indien. Als könnten die Bilder sie abhärten, gab Amelie das Wort in ihr Handy ein, wie vor einer Woche, nach dem Gespräch mit Mühler. Sie hatte ihren Aktenstapel warten lassen und war zum Savignyplatz gelaufen. Geschickt, und dann noch nach Indien, nach Indien, und dann noch geschickt. Durch die Metallstreben, die sich oberhalb der Bank bogen, hatte sie in den Himmel geschaut und gedacht: Ich hätte gern ein dichtes Dach über mir, besser einen Faradayschen Käfig um mich herum. Dann hatte sie die sechs Buchstaben eingegeben. Indien. Sie sah jetzt auf ihr Display. Taj Mahal. Weißes Gleichmaß ohne Menschen. Varanasi. Männer und Frauen im Wasser, an den Männern klebte der Lendenschurz, an den Frauen der Sari. Delhi, da waren die Taxen mit den gelben Dächern. Jeansmädchen mit Einkaufstüten. Kumbh Mela. Farbdunst, der die Luft milchig sättigte. Dunkle Haut, auf der gelbgrün, rosenrot, dunkellila das Farbpulver lag. Amelie klickte das Bild an. Lost and found. Das Fundbüro für Menschen. Da hatte sie es also gelesen. Sie ließ das Display dunkel werden.

Nur noch die Temperaturen checken. Wetter New Delhi: vierundvierzig Grad. Wie sollte sie bei dieser Hitze arbeiten. Es war zwölf Grad heißer als letzte Woche. Vierundvierzig Grad. Sie atmete kräftig aus. Umso wichtiger, dass sie sich akklimatisierte.

Amelie hielt die Klinke ihrer Zimmertür fest. Wirtschaftsresort, Partnerschaft. Ihre Plattform hatte sich stabilisieren sollen. Jetzt schwankte sie unter ihr. »Man muss die Flügel ausbreiten, sonst unterschätzt man die Spannweite.« Mühlers Abschiedssatz, völlig überraschend aus seinem Mund. Wenn doch die Eltern so zu ihr gesprochen hätten.